28 — Illustriertes Sonntagsblatt — 1897

Zur Unterhaltung am häuslichen Herd.

Gratis-Beilage zur Thorner Zeitung.

Verlag von Ernst Lambeck in Thorn.

Intriguen.

Deutsch von P. Olliverio.

(Fortsetzung.)

Graf Branden-Strehling war erst am Tage zuvor aus der Stadt gekommen. Jetzt saß er im Schatten der Gardine und machte hin und wieder eine leise Bewegung, wie jemand, der sich zur Ruhe zwingt. Er hatte geweint. Der entsetzliche Tod seines Kindes war ihm gewesen wie ein Dolchstoß; die Wunde würde bald zuheilen, die Narbe aber bleiben, vielleicht für sein ganzes Leben.

Der Hofmeister saß im vollen Lampenlicht; kerzengerade saß er da, und so wenig wie seine Haltung zeigten auch seine bleichen Züge weder Kummer noch Bedauern, noch irgend welches weitere Gefühl. Auch nicht Furcht fand in jenen blitzenden Augen Ausdruck. Monsieur Bernards Gewissen klagte ihn nicht an, den Tod seines Zöglings verschuldet zu haben, waren seine Gedanken doch weit von dem Totenzimmer entfernt; und die feierliche Wacht, der auf dem Bett aufgebahrte, schwarz verhangene Sarg erweckten kein unheimliches Gefühl in seiner Brust. Allerdings sah er nicht oft nach dem Sarge hin, doch wenn er es that, so geschah dies beinahe mit einem heimlichen, stillen Lächeln. Der Graf hüstelte und schluchzte leise, Bernard sah mit höhnischem Lächeln über die Achsel zu ihm herüber und kräuselte die Lippen wie ein Mephisto; dann drehte er die Enden seines schwarzen Schnurrbartes und lehnte sich mit der Miene kalten Hochmuts in seinen Stuhl zurück. — Nach einer kleinen Weile wurde an die Thüre geklopft, leise aber energisch. Der Franzose fuhr zusammen und sah den Grafen an. Das Klopfen wiederholte sich, und der Graf stand auf, um die Thüre zu öffnen. Draußen stand Komtesse Josepha mit nackten Füßchen und im weißen Nachtgewand, auf das ihr die goldblonden Locken fessellos herabwallten.

„Ist Heribert hier?“ fragte sie, ihre kleine Hand in die des Grafen schiebend und halb scheu, halb verlangend zu ihm aufblickend. — „Ich möchte Heribert sehen, Papa.“

„Mein Herzblatt,“ erwiderte dieser, während er sie auf den Arm nahm und küßte, „wie konnten sie Dich nur hierher kommen lassen!“

Es lag ein seltsamer Nachdruck in des Grafen Worten, der das Kind erschreckte, und sich fest an des Vaters Brust anschmiegend, schlang sie die Arme um seinen Hals.

„Ich will Heribert sehen,“ sprach sie noch einmal, aber im Flüsterton, denn eine ahnungslose Scheu war über sie gekommen. „Ich will zu meinem lieben Heribert — laß mich, bitte, bitte, laß mich zu ihm! Frau Martin sagte, er wäre hier bei Dir, und da habe ich mich leise hierhergeschlichen, damit ich ihn sehen kann. Wo ist er?“ Dabei hob sie den Kopf von der Schulter des Vaters und blickte nach dem Bett mit den zugezogenen Gardinen hin. „Ist Heribert dort?“

Des Kindes Worte schnitten dem Grafen ins Herz.

„Mein süßer Liebling,“ sagte er, „Heribert ist im Himmel.“

„Aber Frau Martin sagte doch, er sei ertrunken, sei hier, und liege im Sarge; ich will ihn sehen!“ rief sie.

Der Graf schob die Gardinen ein wenig zur Seite, so daß ein kleines, längliches, mit schwarzem Samt bezogenes Ding sichtbar wurde.

„Ist das ein Sarg, Papa?“ fragte die Kleine.

„Ja, mein Kind.“

„Und wo ist Heribert?“

„Im Himmel,“ antwortete der Graf.

„Wo der liebe Gott ist?“ fragte sie weiter.

„Ja,“ sagte der Graf.

Die kleine Josepha seufzte und ließ die runde Wange matt auf des Grafen Schulter niedersinken, während dieser die Gardinen wieder fallen ließ.



Bettelkinder. Von Meyer von Bremen. (Mit Text.)
(Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin.)

Der Himmel mag wissen, welche Befriedigung der Anblick des schwarzverhängten Sarges der Kinderseele gegeben hatte; eins jedenfalls: Ruhe und den Wunsch, wieder zu Bett zu gehen.

Bernard erhob sich und streckte die Arme nach ihr aus, aber unwillig wandte sie sich von ihm ab und klammerte sich noch fester an den Grafen.

„Gestatten Sie, Herr Graf, daß ich das Kind zurücktrage?“ sagte er.

„Nein, nein, nein!“ schrie dieses und stieß mit dem nackten Füßchen nach des Hofmeisters Brust. „Nein — Du sollst weggehen, ich kann Dich nicht leiden!“

Bernard setzte sich wieder nieder und zuckte verächtlich die Achseln, während der Graf die Kleine in ihr Bett zurücktrug.

* * *

Fünf Jahre zogen langsam dahin, brachten den ewigen Wechsel mit sich und spannen an dem wunderbaren Schicksalsfaden. — Der französische Hofmeister befand sich nach Ablauf derselben noch auf Schloß Strehling und anscheinend auch alles andere noch im alten Geleis.

2.

Die kleine Grafschaft Strehling war ein gesegnetes Stück Land und die Dörfer, welche dazu gehörten, boten meist ein rei-

zendes Bild mit ihren schmucken Häusern, an deren Mauern sich Epheu und wilde Rosen hinanschlängelten, und ihren wohlgepflegten Gärten, in denen Nelken, Levkojen und Tausendschön in mannigfaltigster Pracht blühten und dufteten.

In einem dieser Dörfer lag das berühmte Pensionat Doktor Bachmanns; dieses sah nun freilich nicht so malerisch aus, wie die übrigen Häuser, aber desto ernster und strenger. Es war ein großes, viereckiges Gebäude von roten, ungetünchten Ziegelsteinen und einem grauen Schieferdach, vor dem sich ein großer, sandbestreuter Spielplatz ausdehnte.

Der Speisesaal der Anstalt lag im ersten Stock und der Sonnenstrahl, der sich eben zwischen dem Fensterrahmen und dem niedergelassenen Rouleaux hineinstahl, tanzte auf der nackten Diele und sprang über die hölzernen Bänke und Tische. Die letzteren waren gedeckt und zwar standen darauf fünfunddreißig Gläser voll leichten Bieres und sechs Schüsseln mit Bergen von gestrichenen Butterbroten, die nach Aussage der Knaben so dick waren wie die Mauersteine, und die Butter darauf so spärlich, daß man sie mit bloßem Auge nicht entdecken konnte.

Doktor Bachmann, ein behäbiger Fünfziger, stand gerade so, daß der vorwitzige Sonnenstrahl ihm auf der Nase herumtanzte, und diese in leuchtendes Licht setzte. Vor ihm stand ein kleiner, in Lumpen gehüllter Knabe von vielleicht zehn bis elf Jahren. Seine Füße waren nackt, seine Beine schmutzbefleckt und von der Sonne gebräunt, ungekämmt hing ihm das kastanienbraune, lockige Haar um das kleine Gesicht, das so fein, so edel geschnitten war, als hätte ein griechischer Bildhauer es gemeißelt, und die großen, dunklen Augen schauten unter den langen Wimpern trotzig zu dem Doktor auf.

„Du sagst, Deine Mutter hätte den Becher gefunden?“ fragte dieser.

Der Knabe nickte und der Doktor fuhr fort: „Dann setzt sie sich einer Untersuchung aus, wenn sie ihn nicht herausgiebt.“

Des Knaben schöne Augen blitzten zornig auf und maßen die Gestalt des Doktors.

„Hast Du mich verstanden?“

Der kleine Bursche nickte rasch hintereinander dreimal mit dem Kopfe, ohne ein Wort zu erwidern.

„Du wirst den Becher hierher bringen,“ fuhr der andere fort.

„Ich habe ihn nicht,“ versetzte der Knabe.

„Wer hat ihn denn?“

Der Kleine schwieg, er wollte nicht antworten, wie sein fest geschlossener Mund deutlich verriet.

„Ich könnte Dich einschließen, wenn ich wollte,“ drohte Doktor Bachmann und klapperte mit den Schlüsseln in seiner Tasche. „Ich hätte große Lust, Dich vor den Richter zu bringen.“

Dem Knaben stieg die Zornesröte ins Gesicht und seine schwarzen Augen schossen Blitze.

„Das würden Sie nicht wagen,“ rief er, „Ziska würde Sie töten!“

Ueber des Doktors Gesicht glitt ein flüchtiges Lächeln, dann klapperte er nochmals mit den Schlüsseln und sah den kleinen Barbaren streng an. „Entweder giebst Du den Becher binnen drei Tagen wieder heraus, oder Du und Deine Mutter wandern zusammen ins Gefängnis,“ erklärte er entschieden.

„Ich habe den Becher nicht,“ versetzte der Knabe.

„Du weißt aber, wer ihn hat.“

Der Kleine blickte sinnend zu Boden, ohne ein Wort zu erwidern. Der Doktor trat ihm einen Schritt näher, faßte ihn an der Schulter und schlang ihm einen Riemen um den Leib.

Der Kleine wehrte sich nach Kräften. Er trat, kratzte, biß, entwand sich seinem Peiniger endlich wie ein Aal und war mit blitzartiger Geschwindigkeit zur Thür hinaus, während der Doktor hochrot vor Zorn und Anstrengung mit blutenden Händen und unter dem fortwährenden Ruf: „Haltet ihn, haltet ihn, den Dieb!“ nachlief.

Der kleine Zigeuner wußte, daß das Grundstück von einer unübersteiglichen Mauer umschlossen war, rannte aber trotzdem direkt nach dem von fünfunddreißig großen Schulknaben unsicher gemachten Spielplatz, er hatte gesehen, daß die Thür offen stand und war wie der Wind zu derselben hinaus, bevor die Knaben noch zur Besinnung des Geschehenen kamen, und ihr Direktor pustend, schweißbedeckt und mit blutenden Händen unter ihnen erschien.

„Fangt ihn! Haltet ihn, den Dieb!“ keuchte er.

Sofort jagte ein Dutzend der Knaben davon, der Richtung zu, wo seit vierzehn Tagen eine Zigeunerbande ihre Zelte aufgeschlagen hatte, und es währte nicht lange, so sahen sie in einem langen, schmalen Heckengang den kleinen, zerlumpten Zigeuner auftauchen.

Ein großer Knabe von vierzehn Jahren war ihm schnell auf den Fersen, obgleich der Kleine seine Eile verdoppelte; näher, immer näher kam er ihm, bis er ihn endlich ergreifen konnte und ihn nun mit eiserner Hand festhielt. Vergebens wandte sich der kleine Zigeuner nach allen Seiten, um sich von seinem Feinde loszureißen, seine Handgelenke aber lagen wie in eisernen Fesseln und er sah sich völlig machtlos.

„Willst Du nun ruhig mitkommen?“ frug sein Peiniger.

„Nein, das will ich nicht,“ lautete die trotzige Antwort.

„So geschieht es gegen Deinen Willen; jedenfalls wirst Du mitkommen,“ versetzte der andere, indem er versuchte, ihn mit sich fortzuziehen; „Du bist ein Narr, daß Du nicht gutwillig mit mir gehst.“

„Und Du bist ein Narr, daß Du mich nicht laufen läßt,“ erwiderte der kleine Zigeuner. „Die Großmutter wird Dir fluchen, und ihr Fluch wird Dir Dein Leben lang anhängen.“

Der große Knabe lachte, er fürchtete Großmutters Fluch nicht allzusehr.

„Ich habe Dir ja nichts gethan,“ hob der kleine Zigeuner jetzt in bittendem Tone an; warum willst Du mich nicht gehen lassen?“

„Weil Du den Becher gestohlen hast,“ erwiderte der andere.

„Ich habe ihn nicht gestohlen,“ rief der kleine Zigeuner empört; „ich habe noch in meinem ganzen Leben nichts gestohlen und meine Mutter ebensowenig. Sie hat mich deswegen hierher geschickt, und das ist nun der Dank dafür.“

„Armer, kleiner Kerl,“ sprach der Schüler, da er sah, daß des Kindes Augen sich mit Thränen füllten. Er war ein gutherziger Knabe und seine Züge ließen jetzt keinen Zweifel darüber. Sie waren weder schön noch fein geschnitten; aber seine milden, seelenvollen Augen, die jetzt mit so innigem Mitleid in das wild erregte Gesicht des Kleinen blickten, veredelten seine ganze Erscheinung.

„Komm,“ fuhr er fort, „wenn Du den Becher nicht gestohlen hast, kann Dir niemand etwas anhaben.“

„Aber sie können Ziska etwas anhaben,“ entgegnete der kleine Zigeuner.

„So hat Ziska ihn gestohlen,“ bemerkte der Schüler. „Wer ist Ziska?“

„Ich werde mich hüten, etwas zu sagen,“ antwortete der andere; „ich mag Ziska nicht wieder Unannehmlichkeiten bringen. Großmutter sagt, sie hätten ihn einmal eingesperrt und hungern lassen, und ihn gebunden, so daß er vor Wut zum Teufel geworden ist. Großmutter sagt auch, euere Leute seien schlechter, als die unseren.“

Die Züge des großen Knaben wurden nachdenklich, und die Hand, welche eben noch des kleinen Landstreichers Schulter fest umklammert hielt, legte sich beinahe zärtlich auf seinen Arm. „Würdest Du gern ein ehrliches Leben führen, wenn Du könntest!“ fragte er.

„Ich sage Dir, ich bin kein Dieb,“ brauste der Kleine auf.

„Aber Du lebst mit Dieben zusammen.“

„Wo sonst sollte ich leben? Welch anderes Heim könnte ich haben?“

Bevor der Schüler noch etwas erwidern konnte, stürzte eine ganze Horde von Knaben auf den jungen Philosophen und dessen Gefangenen zu.

„Hurrah!“ rief einer derselben, „da ist der Dieb und geht einher, wie ein ehrlicher Christenmensch.“

Dabei packte er den Kleinen bei der Schulter, der aber nahm alle seine Kräfte zusammen und schlug mit der ungefesselten Faust so tüchtig auf den Burschen los, daß die übrigen Knaben Respekt vor dem mutigen kleinen Zigeuner bekamen, und als dieser eine Viertelstunde später in Doktor Bachmanns Kohlenkeller eingeschlossen war, um dort die Dorfpolizei zu erwarten, ging ein mitleidiges Murmeln durch die Knabenschar.

3.

Wenige Tage, bevor man den kleinen Zigeunerknaben festgenommen hatte, war von dem Altar der Dorfkirche ein silberner Kelch gestohlen worden, den Graf Branden-Strehling der Gemeinde kaum vor einem Jahre erst geschenkt hatte. Das ganze Dorf geriet darüber in Aufregung und der Verdacht fiel auf die Zigeunerbande, die sich eine Stunde vom Dorfe niedergelassen hatte, doch gelang es der Polizei nicht, etwas Bestimmtes zu ermitteln.

Doktor Bachmanns Kohlenkeller erschien dem Knaben anfangs stockfinster, nachdem er sich aber zehn Minuten lang darin herumgetastet hatte und hie und da gegen ein Stück Kohle gestoßen war, fühlte er etwas Feuchtes, Sandiges, und entdeckte nun, daß er sich im Grunde doch nicht im Finstern befand. In der Mauer war ein kleines Gitterfenster angebracht, durch das ein matter Lichtschein hereinfiel, der den unwirtlichen Aufenthalt einigermaßen erleuchtete und dem Kleinen freundlich in sein Gefängnis hineinlächelte.

Der saß jetzt zwischen den Kohlen, starrte zu dem Lichtstrahl hinauf und seufzte. Er fing an, sich zu fürchten; das Halbdunkel und die ringsum herrschende Stille flößten ihm ein gewisses Bangen ein.

Seine „Großmutter“, wie er die alte Zigeunerin nannte, hatte in des Kindes Seele Aberglauben und Schreckensbilder gepflanzt, die alle mit grausiger Lebendigkeit nun erwachten. Großmutters Legenden nahmen die wunderlichsten Gestalten an, er schloß die Augen und wagte nicht länger in das Licht zu blicken, aus Furcht, er könnte einen zwischen den Kohlen hockenden Kobold erzürnen.

Plötzlich vernahm er ein eigentümliches Knarren. Der Angstschweiß perlte ihm auf der Stirn und beinahe ohnmächtig vor Furcht und Schreck legte er sich mit dem Gesicht auf den Fußboden.

Das Geräusch wiederholte sich, das Kind schrak in die Höhe und starrte wild um sich. Es war nichts, absolut nichts zu entdecken, nur die aufgehäuften Kohlen, die feuchten Mauern, der sandige Fußboden und der freundliche Lichtstreif, der durch das kleine Gitterfenster kam. Da auf einmal wurde das Licht verdunkelt; ein Gesicht schaute zu der Oeffnung herein und vom Schreck wieder zu Boden geworfen, vergrub der Knabe das Gesicht in den Händen.

„Kleiner, schläfst Du? Steh auf. Wenn Du willst, kannst Du durch diese Oeffnung hier herauskriechen. Mach schnell, bevor jemand kommt.“

Es war die Stimme des großen Knaben. Der kleine Zigeuner erkannte sie sofort, setzte sich auf und sah nach dem Fenster hin, von dem das Gitter jetzt entfernt war.

„Nun schnell, ich halte das Gitter auf,“ fuhr der Schüler fort.

Der Kleine kletterte an den unregelmäßigen Steinen der Kellermauer in die Höhe, mit ein wenig Mühe hatte sich seine zarte, biegsame Gestalt bald durch die Oeffnung gearbeitet und nach wenig Augenblicken stand er an der Seite des vierzehnjährigen Philosophen auf dem großen Hofraum.

„Nun magst Du gehen,“ sprach letzterer, während er die Hand fest auf die neben ihm stehende kleine Gestalt legte, „aber ich werde Dich begleiten und Du mußt mir den Becher geben. Ich habe Dich herausgelassen und werde mich nicht scheuen, Deinen Leuten gegenüberzutreten. Verstehst Du mich?“

„Wo ist er?“ fragte der kleine Zigeuner mit dem Kopf nach dem Hause deutend.

„Doktor Bachmann?“ versetzte der Schüler. „Bei Tische. Auch ich sollte eigentlich beim Essen sein, aber sie glauben alle, ich habe Kopfweh und liege auf meinem Bett. Nun komm.“

Heimlich stahlen sich die beiden quer über den Hof in die Felder hinaus und von da der Haide zu, wo das Zigeunerlager sich befand. Anfangs liefen sie schweigend neben einander her, endlich aber hob der ältere wie aus tiefem Nachdenken erwachend wieder an: „Also Ziska hat den Becher.“

„Ja,“ sagte der Kleine, „er hat ihn mehr aus Scherz genommen, Ziska liebt den Scherz.“

„Eine eigentümliche Art zu scherzen,“ entgegnete der Schüler und fuhr dann fort: „Wie heißt Du?“

„Erst sage mir, wie Du heißt,“ versetzte der Kleine.

„Ich heiße Anton Roser,“ antwortete der Schüler lachend; „willst Du mir nun Deinen Namen nennen?“

„Edelwolf,“ entgegnete der kleine Zigeuner so stolz, als ob er eine äußerst wichtige Enthüllung gemacht hätte.“

„Himmel!“ rief Roser, „welch wunderbarer Name!“

„Mein Vater ist ein vornehmer Herr und meine Mutter eine Zigeunerin,“ fuhr der Kleine erklärend fort. „Wir kamen hierher, als ich noch klein war.“

„Wenn ich Du wäre, würde ich meinen Vater aufsuchen und ihn bitten, mich in die Schule zu schicken,“ meinte Roser.

„Ich wünschte, ich könnte es,“ seufzte der Kleine; „die Mutter aber sagt mir nicht, wo er ist. Sie ist ein wenig —“ dabei tippte er sich mit dem Zeigefinger an die Stirn. „Ich würde meinen Vater so gern aufsuchen und das Zeichnen lernen — anderes nicht; denn wenn ich in den Schaufenstern all die schönen Bilder sehe, möchte ich sie immer nachmalen, und ich weiß, ich könnte es, wenn mir jemand sagen wollte, wie ich es machen muß.“

„Ist, die Du Mutter nennst, Deine wirkliche Mutter?“ fragte Roser.

„Ich weiß es nicht,“ antwortete Edelwolf, „sie ist gut zu mir, oder war es vielmehr, als sie ihre fünf Sinne noch beisammen hatte; und ich sorge nun für sie.“

Die beiden Knaben schritten munter vorwärts und bald befanden sie sich inmitten einer Anzahl niedriger Leinwandzelte. Vor einem derselben brannte ein lustiges Feuer, ein Kessel hing darüber und einige Männer hatten sich herumgelagert.

„Holla!“ rief eine weibliche Stimme und gleichzeitig trat aus einem der Zelte eine alte Zigeunerin hervor.

Es war zu dunkel, um ihre Züge erkennen zu können.

„Das ist die Großmutter,“ sagte Edelwolf.

Sie kam näher gehumpelt, blieb vor den beiden Knaben stehen und nachdem sie Anton Roser scharf ins Auge gefaßt hatte, sprach sie mit kreischender Stimme: „Warum hältst Du das Kind an der Schulter fest? Bist Du ein Polizist?“

„Nein,“ entgegnete der Gefragte. „Edelwolf war in Doktor Bachmanns Kohlenkeller eingesperrt und würde heute abend auf die Polizei gewandert sein, wenn ich ihm nicht zur Flucht verholfen hätte.“

„Das war recht von Dir,“ nickte die Alte. „Was willst Du nun hier?“

Die am Feuer Lagernden wurden aufmerksam, einige richteten sich in die Höhe, andere stemmten den Kopf in die Hand, setzten sich halb auf und sahen zu Anton Roser hinüber, der furchtlos inmitten der seltsamen Umgebung, inmitten all der wilden Gesichter stand.

„Was willst Du hier?“ rief die Alte.

„Den silbernen Becher, welchen Ziska im Scherz genommen hat,“ antwortete Anton.

Im Nu sprang einer der Männer auf, und eine Hand, so kräftig und gewaltig wie die Tatze eines Löwen, packte des Knaben Schulter.

„Du junger Hund!“ schrie der Wütende; „krieche zu Kreuze, bevor ich Dir die Zunge ausreiße.“

„Wenn Ihr das thätet,“ versetzte Anton gelassen, „würde man Euch für Lebenszeit ins Zuchthaus bringen, und Ihr wäret dann schlechter daran, als ich ohne Zunge. Wozu redet Ihr solchen Unsinn? Thut mir nichts zuleide; ich will ja nichts weiter von Euch als den Becher.“

Ziska stieß einen Fluch zwischen den Zähnen hervor und rüttelte den Knaben heftig am Arm.

„Ihr habt ihn irgendwo verborgen,“ fuhr Anton unbeirrt fort.

„Hi, hi!“ lachte die Alte. „Ich habe drei Nächte hintereinander von dem Becher geträumt und wußte, daß nichts Gutes drin stecken würde.“

Sie sagte das in ihrer Zigeunersprache und Ziska antwortete ihr in derselben. Sie wurde aufgeregt, warf die abgemagerten Arme in die Luft, und ihre Stimme tönte immer schriller, beinahe tierisch an Antons Ohr. Plötzlich zog Ziska die Hand von dem Knaben zurück, und dieser setzte sich ruhig in das feuchte Gras nieder.

„Ich bin müde,“ sagte er, und seine Ruhe erregte Edelwolfs vollste Bewunderung.

„Er ist wie ein Fels im Meer,“ meinte der Kleine.

Großmutters kreischendes Gelächter wurde immer lauter; ihre Heiterkeit immer lebendiger. Sie klopfte Anton auf die Schulter und fuhr ihm mit ihrer hageren Hand durch das dichte Haar. Unwillkürlich suchte der Knabe sich ihren widerwilligen Liebkosungen zu entziehen und setzte sich ein Stück weiter hin in das Gras, doch nicht so weit, daß er nicht jedes Wort, das gesprochen wurde, hätte hören können.

„Eins von uns stirbt binnen drei Monaten eines grausamen Todes, wenn der Becher nicht zurückgegeben ist,“ sagte die Alte. „Ich habe das Zeichen von Oben.“

Auch Ziska schien jenes Zeichen nicht gänzlich zu verachten.

„Wenn der alte Philister ein paar Mark herausrückte, würde ich ihm den Becher geben,“ meinte er.

„Heute nacht noch verfluche ich sein ganzes Haus, dafür, daß er den Knaben eingesperrt hat,“ kicherte die Alte; dann humpelte sie zu Anton und sagte: „Morgen früh sollst Du den Becher haben. Vor Sonnenaufgang brechen wir auf, so lange mußt Du hier bleiben. Du sollst einen Platz am Feuer haben, da kannst Du schlafen. Komm,“ fuhr sie fort, während sie den Knaben am Arme zog, um ihn zum Aufstehen zu zwingen, „und gieb als Preis für den Becher heraus, was Du bei Dir hast, ich weiß, Du bist ein braver Mensch.“

Anton Roser besaß eine kleine goldene Taschenuhr, ein Geschenk seiner Mutter, das er sehr hoch hielt. Er trug sie an einem schwarzen Band zusammen mit einem dünnen Siegelring. Das waren seine Schätze. In den Augen seiner Mitschüler machten diese goldenen Besitztümer ihn zum Krösus und unwillkürlich griff seine Hand darnach, als wollte er sie vor den gierigen Fingern der alten Zigeunerin schützen. Doch ein Blick auf all die roten Gesichter, die teils zornig, teils verächtlich zu ihm herübersahen, genügte, daß er sich eines Besseren besann.

„Ich war ein Thor, daß ich die Uhr bei mir behielt,“ sprach er seufzend; „nun geschieht es mir recht, daß ich sie verliere. Den Becher muß ich auf alle Fälle haben.“

Anton Roser hatte seit ein Uhr nichts gegessen und verspürte großen Hunger. Er folgte der Alten daher gern nach dem Zelt, von dem her ein köstlicher Duft von gebratenem Speck zu ihm drang. Weiches Heu bildete in dem Zelt der alten Zigeunerin einen dicken Teppich, und versprach ein bequemes Lager. Tassen und Teller von blauem Steingut standen darauf, ein großer gelb und brauner Krug, ein hoher Topf und einige Bündel bunter Kleidungsstücke, alles fest zusammengeschnürt, wie zum Aufbruch bereitgehalten.

Die Alte kniete im Eingange zu dem Zelte vor dem Feuer nieder und warf neues Reisig darauf, so daß die Funken lustig in der Dunkelheit sprühten.

Sie wäre für jeden Maler eine Studie gewesen. Man stelle sich eine Frau von ungefähr siebzig Jahren vor, gesund, sehnig, doch gebückt und runzelig, kleine, listige, pechschwarze Augen, schneeweiße Augenbrauen, die sich über einer stark gebogenen Nase trafen, ein großer Mund, dünne Lippen, gänzlich zahnlose Kinnladen, ein beständiges Grinsen, bei dem man in eine schwarze Höhle zu sehen meinte; starkes, weißes Haar, ein orangegelbes Tuch um die Schläfe gebunden, das Gesicht genau von derselben Farbe wie das Tuch, ein wollener Gürtel um die skelettartigen Glieder gelegt — und man sieht Edelwolfs „Großmutter“ vor sich.

Nach einer Weile reichte sie Anton ein großes Stück Brot und Speck und er setzte sich, um beides mit dem besten Appetit zu verzehren.

Die Frauen guckten neugierig zu Anton in das Zelt hinein und er gelassen zu ihnen heraus. Einige darunter waren anmutig, ja schön, die Rosen der Jugend blühten auf ihren runden Wangen, die Glut der Liebe brannte in ihren schwarzen Augen. Sie schwatzten und lachten lustig durcheinander, doch allmählich wurden ihre Stimmen leiser und das Stückchen des mit Sternen übersäten Himmels, welches Anton von seinem Lager aus sehen konnte, wurde dunkel. Dann waren die Stimmen die seiner Schulkameraden und träumend lag er im Zigeunerzelt. Mehrere Stunden verstrichen und Anton würde wohl in den köstlichen Herbstmorgen hinein geschlafen haben, hätte eine hagere, klauenhafte Hand ihn nicht plötzlich gerüttelt, so daß er sich erschrocken aufrichtete und sich die Augen rieb.

„Wo bin ich?“ rief er.

Die alte Zigeunerin kniete neben ihm und hielt in der Hand den silbernen Becher, von dem sie böse Träume gehabt hatte. Sie war jetzt ängstlich besorgt, das gestohlene Stück wieder loszuwerden. Der Morgen war grau und neblig, die Haide sah dunkel aus; die wenigen Bäume standen feierlich, regungslos in der Morgenstille da. Von den übrigen Zigeunern waren keine zu sehen, nur die „Großmutter“ war da. „Bevor Du gehst, will ich Dir Deine Zukunft prophezeien,“ sagte sie und begleitete ihre Worte mit einem unheimlichen Kichern. —

„Ist mir recht,“ entgegnete der Knabe noch schlaftrunken und streckte ihr die Hand hin — eine schmale, kräftige Hand.

„Du bist arm,“ sprach die Alte, „arm wie eine Kirchenmaus, und bist stolz, stolz wie ein Spanier.“

„Weiter, weiter,“ drängte Anton, während ihm das Blut in die bleichen Wangen stieg.

„Du wirst arbeiten, um reich zu werden, mit dem Kopfe, he?“

Sie machte eine Pause, als ob sie erwartete, daß er ihre Worte bestätigen sollte.

„Vielleicht mit der Zunge,“ meinte er.

„Du wirst eine Dame mit blondem Haar lieben, eine Dame, die so hoch über Dir ist, wie jener,“ dabei deutete sie zu dem grauen Morgenhimmel hinauf. Sie wird einen anderen Mann lieben und Du wirst ihn auch lieben.“

„Das ist nicht sehr wahrscheinlich,“ lachte der Knabe.

„Eine Frau wird Dich lieben,“ fuhr die Zigeunerin fort.

„Ah, das klingt glücklicher,“ warf Anton ein.

„Du wirst sie verachten. Sie wird Dich töten. Gestern abend“ — und jetzt brachte sie ihr Gesicht dem Antons ganz nahe — „gestern abend stießest Du meine Hand fort, als ich Dir durch das Haar strich; die alte Zigeunerin war Dir zuwider und da hat sie einen Fluch über Dich gesprochen; und Du wirst sterben durch die List eines Weibes, wenn nicht —“

(Fortsetzung folgt.)



Rast. Nach dem Gemälde von H. Lindenschmit. (Mit Text.)

Das Entwicklungsfräulein.

Humoreske von Rud. Heinr. Greinz.

Toni Schröder war schon von Jugend an darauf angewiesen, sich selbst durch die Welt zu bringen und außerdem noch für einen alten Vater zu sorgen. Der Premierlieutenant Schröder hatte in der Schlacht bei Königgrätz seinen rechten Arm verloren und mußte mit einer kargen Pension aus dem aktiven Stande des Heeres treten. —

Toni kam erst viel später als das dritte und jüngste Kind zur Welt. Zwei ältere Brüder starben schon im zarten Alter. Die Mutter lebte gleichfalls seit mehreren Jahren nicht mehr. — Da galt es denn, für den kleinen Haushalt, der doch auf einem gewissen standesgemäßen, wenn auch äußerst bescheidenen Niveau bewahrt werden mußte, wacker thätig zu sein. Das junge Mädchen hatte einen Handlungskurs absolviert, und war ursprünglich in ein kleineres Geschäft als Buchhalterin getreten, wo sie aber eigentlich der Dienstbote für alles war. Die Buchführung konnte in kurzer Zeit erledigt werden. Dann mußte sie Kunden bedienen und wohl auch oft genug die Frau ihres Chefs ablösen und Bonne für die Kinder machen. Trotzdem fühlte sich Toni Schröder recht glücklich und zufrieden. Wenn sie abends frei war und heimkam, dann hatte der alte Premier immer das beseligende Gefühl, als ob für die kleine, düstere Hofwohnung erst die helle Sonne aufginge.

Toni war auch immer munter wie eine Lerche und wußte ihren Papa über alle kleinen Sorgen des Alltagslebens hinwegzuscherzen, wenn sie deshalb dieselben innerlich auch nicht weniger empfand. So war sie als ein Mädchen voll Energie und Charakterfestigkeit herangewachsen, wesentlich verschieden von vielen ihrer flatterhaften und vergnügungssüchtigen Schulfreundinnen. Der Premier nannte sie auch immer nur „seinen Buben“. Unterhaltungen und Bälle gab es für die hübsche Toni freilich nicht. Das kannte sie nur vom Hörensagen. Der Glanzpunkt ihrer Erinnerungen war ein kleines Beamtenkränzchen, das sie im letzten Fasching mitgemacht hatte. Das Brautkleid der Mutter mußte für ihre Toilette herhalten.



Der Brand des Wohlthätigkeitsbazars in Paris. (Mit Text.)
Originalzeichnung von St. Rejchan.

Kurze Zeit vor diesem Kränzchen war Toni mit ihrem Papa nach München gezogen. Sie hatte dort eine wesentlich bessere Stellung und ein ganz neues Arbeitsfeld gefunden, alles durch einen glücklichen Zufall. Jetzt bewohnten sie ein freundliches Häuschen der äußern Nymphenburgerstraße mit einem reizenden kleinen Vorgarten und dem Blick auf die alten Bäume der Allee, so daß man sich mit etwas Phantasie mitten in einem schattigen Park wähnen konnte. Freilich das Rasseln der vornehmen Equipagen, das Klingeln der Tramwayglocken, das Lärmen der schwerbeladenen Bierwagen und anderer Frachtfuhrwerke erinnerte jede Minute daran, daß man sich an einer der hauptsächlichsten Verkehrsadern der bayrischen Centrale befand. Aber was giebt der Großstädter nicht um ein bischen Blumenduft und grünes Laubwerk. Das halbe Dutzend farbiger Glaskugeln in den Beeten des Vorgartens erschien den beiden genügsamen Leutchen wie ein direkter Abglanz von den Wundergärten der Semiramis.

Herr Schröder betrieb zum Zeitvertreib schon seit einer Reihe von Jahren die Amateur-Photographie. Toni war alsbald seine gelehrige Schülerin geworden, die jedoch ihren Meister in kurzer Frist weit überflügelt hatte. Das junge Mädchen arbeitete mit den primitiven Hilfsmitteln ihres kleinen photographischen Ateliers, das sie sich durch ersparte Pfennige immer mehr vervollständigt hatte, so exakt und mit einer derartigen Geschicklichkeit, daß ihre Aufnahmen jedem Besitzer eines Hoftitels alle Ehre gemacht hätten.

Da lasen sie beide eines Tages in der Zeitung die Einladung zur Beschickung einer größer angelegten Ausstellung von Amateur-Photographen in München, die demnächst eröffnet werden sollte. Der alte Herr war gleich Feuer und Flamme. Für die besten Leistungen hatte man ziemlich namhafte Preise in Gold ausgeschrieben. Toni wollte allerdings anfangs nicht viel von der Idee wissen, gab aber endlich nach. Gerade vor Schluß des Termines trug sie ein wohlversiegeltes Paket auf das Postamt der kleinen Landstadt, in der sie damals noch wohnten, und ließ es einschreiben. Eine, die den ersten Liebesbrief zur Post trägt, kann es nicht mit mehr Herzklopfen thun, als Toni Schröder bei ihren Probebildern.

Man hatte einige dankbare landschaftliche Motive aus der Umgebung, sowie ein paar interessante alte Baulichkeiten aus der Stadt selbst aufgenommen. Auch ein Interieur des Rathauses, das noch aus dem sechzehnten Jahrhundert stammte, befand sich darunter.

Ueber einen Monat war alles still. Da kam eines Tages das junge Mädchen freudestrahlend aus der Küche gelaufen, wo sie gerade das Abendmahl zubereitete. Sie hatte die letzte Nummer der „Neuesten Nachrichten“ durchflogen, und da stand sie schwarz auf weiß unter denjenigen, welche mit ersten Preisen bedacht worden waren. Das war ein Jubel an jenem Abend. Der alte Premier trank sich vor lauter Freude einen ordentlichen Spitz und sang mit donnernder Stimme einige alte Kriegslieder, zu denen ihn seine Tochter auf dem Klavier begleiten mußte. Das galt für ihn als der höchste Ausdruck innerer Glückseligkeit.

Am nächsten Tage traf denn auch ein schmeichelhaftes Schreiben des Komités ein, begleitet von einer eleganten Schatulle, die fünf Zwanzigmarkstücke, sämtliche mit der hübschen Prägung des Hamburger Stadtwappens, enthielt.

„Die werden niemals gewechselt!“ erklärte Herr Schröder. „Eher verkaufe ich Schlafrock und Pantoffeln!“

„Auch die Meerschaumpfeife?“ fragte das junge Mädchen lachend.

„Auch die Meerschaumpfeife!“ erklärte der Papa nach einem kurzen Kampf energisch. Und das wollte viel sagen.

Die Prämiierung sollte für Fräulein Toni aber noch von viel günstigeren Folgen begleitet sein. Wenige Tage nach Erhalt der blitzenden Goldstücke bekam sie das Schreiben einer bedeutenden Münchener Firma, die in der Fabrikation von Amateur-Apparaten einen Weltruf genoß. Mit dem Geschäfte war ein photographisches Atelier verbunden, in welchem Anfängern der edeln Lichtbildnerkunst die nötigen Anweisungen erteilt wurden. Eine eigene Abteilung beschäftigte sich nur damit, die von Kunden eingelieferten photographischen Platten zu entwickeln und nach Wunsch auch die geforderte Anzahl von Abdrücken davon herzustellen. Der Chef der Firma trug nun Toni eine Stellung in seinen Ateliers an unter Zusicherung einer verhältnismäßig ziemlich hohen Bezahlung und rascher Aufbesserung.

Noch am selben Tage ging ein Schreiben nach München ab, in dem das junge Mädchen dankend annahm. Schwer wurde ihr der Entschluß freilich, von dem stillen Landstädtchen, in dem sie doch so viele zufriedene Stunden verlebt hatte, für immer scheiden zu müssen. Auf ein solches Anerbieten nein zu sagen, wäre jedoch geradezu ein Frevel an der eigenen Existenz gewesen. Von München aus wurde sofortiger Eintritt in ihre neue Stellung gewünscht. Durch die Freundlichkeit ihres frühern Chefs gelang es ihr denn auch, ihre dortigen Verbindungen alsbald zu lösen und schon in zwei Wochen mit ihrem Papa und dem ganzen kleinen Haushalt an ihren Bestimmungsort zu übersiedeln.

Toni hatte in dem neuen Geschäft bald das vollste Vertrauen ihrer Vorgesetzten gewonnen und sich fast unentbehrlich gemacht. Aber auch einen Spitznamen hatte sie erhalten. Wer ihn aufbrachte, das wußte sie selbst nicht; jedenfalls war er nicht mehr wegzubringen. Die Mehrzahl der Kunden und auch viele unter den Angestellten der Firma kannten sie überhaupt nur unter diesem Namen. Sie hieß allgemein das „Entwicklungsfräulein“. Im Grunde genommen war es ja nur ein Ehrentitel und bezeichnete die Specialität, der sie in den Ateliers der Firma Weiße u. Cie. obzuliegen hatte, nämlich der Entwicklung aller möglichen Aufnahmen in den Originalplatten. Welche Genauigkeit dazu gehört, weiß ja jeder, der vom Wesen der Photographie nur die leiseste Ahnung besitzt.

Sogar auf dem bedeutungsvollen Kränzchen bekam sie den Namen gleich nach ihrem Eintritt zu hören. Ein junger Mann erkundigte sich bei einem Buchhalter ihres Geschäftes, wer die hübsche Blonde wäre . . . also sie. Toni verfügte über ein sehr scharfes Gehör, sie hatte die Frage vernommen und hörte die rasche Antwort, so leise auch das Gespräch geführt wurde.

„I, das ist unser Entwicklungsfräulein!“ entgegnete der Buchhalter völlig ernsthaft.

„Wie?“ fragte der andere, ein hübscher junger Mann, mit stattlichem braunem Vollbart.

„Nu ja!“ entgegnete sein Freund mit dem Tone der Ueberzeugung.

„So stelle mich ihr vor!“

„Der Wunsch kann gleich erfüllt werden.“

Die beiden jungen Männer drängten sich durch eine Menge von neu Angekommenen, die inzwischen Toni und ihren Papa weiter in den Saal hineingeschwemmt hatten, zu dem jungen Mädchen.

Der Buchhalter verbeugte sich artig: „Darf ich mir erlauben, Ihnen meinen Freund vorzustellen: Bankbeamter Paul Werner — Fräulein . . .“ Hier stockte der Vorstellende plötzlich und biß sich in peinlicher Verlegenheit auf die Lippen. Er wußte thatsächlich ihren Namen nicht. So was war ihm, einem routinierten Ballarrangeur, noch nie passiert.

Ein übermütiges Lächeln flog über die frischen Züge des jungen Mädchens. „Toni Schröder, das Entwicklungsfräulein von Weiße u. Cie.“, fügte sie mit einer leichten Verbeugung hinzu. „Und hier mein Papa. — Herr Buchhalter Bergmann von unserer Firma.“

„Ich danke Ihnen!“ konnte sich Herr Bergmann nicht enthalten, seiner Erleichterung Luft zu machen.

Damit war die anfängliche Verlegenheit gänzlich gehoben. Die viere bildeten alsbald eine fröhlich plaudernde Gruppe. Und beim ersten Walzer waren Paul Werner und Toni schon ein Paar, wie für einander geschaffen, graziös und lebendig, kurz, vielleicht die besten Tänzer in der ganzen Runde. Herr Bergmann hatte eine Mazurka und einen Walzer nach der Pause erhalten. Alle übrigen Tänze hatte sich der junge Bankbeamte reserviert, der den ganzen Abend nicht mehr von Tonis Seite wich.

Seitdem sah man sich öfter. Die beiden jungen Leute schienen ein lebhaftes Interesse für einander gefaßt zu haben. Und da giebt Zufall oder Absicht Gelegenheit genug, sich hier und da zu treffen und einige freundliche Worte zu wechseln. Auch in der behaglichen kleinen Wohnung Tonis und ihres Papas war Paul Werner schon einmal gewesen, als man den Geburtstag des alten Herrn feierte. Ungestört allein hatte sich das Paar aber noch nie gesprochen.

Unterdessen gingen die Tage regelmäßig ihren Lauf weiter, für Toni und den jungen Bankbeamten fast wie der Pendelschlag einer Uhr. Sie hatten ja beide ihre festgesetzten Stunden und das bestimmte Arbeitsmaß.

Paul Werner war ohne Vermögen und einer der jüngsten Buchhalter in dem großen Bankgeschäft von E. M. Jarosky. Zufällig gehörte der Chef, Herr Felix Jarosky, zu den fleißigsten Kunden des „Entwicklungsfräuleins“. Seit jenem denkwürdigen Abend betrachtete sie den stattlichen Herrn mit dem graumelierten Haar und Vollbart mit doppeltem Interesse. Lag ja sozusagen das Schicksal Pauls in seinen Händen.

Herr Werner bezog noch ein ziemlich bescheidenes Gehalt, zählte jedoch, wie der Premier unter der Hand erfuhr, zu den tüchtigsten Beamten der Bank. Der Papa ließ es Toni gegenüber nicht an kleinen Neckereien wegen ihrer „ersten Liebe“, wie er es nannte, fehlen. Toni wurde regelmäßig sehr verlegen und purpurrot und schnitt dem Papa immer das Wort ab. „Wohin denkst Du? Mit was denn?“ Diese lakonische Aeußerung machte dann gewöhnlich dem Thema ein Ende. „Mit was“ die beiden Leute zusammen heiraten sollten, wenn es überhaupt je zu einer Aussprache käme, das war allerdings eine große Frage.

So nahte das Frühjahr. Einem April, der seinen übeln Ruf nicht gerechtfertigt hatte, folgte ein ebenso schöner Mai. An einem herrlichen Sonntag nachmittag wanderte Toni mit ihrem Papa und Paul Werner nach dem Nymphenburger Park, in dem Bäume und Sträucher in lichtem jungem Grün prangten. Der Premier traf einen alten Kriegskameraden, mit dem er alsbald in ein eif-

riges Gespräch über Festungswerke und Terrainkunde verwickelt war. Die beiden Herren ließen es sich bei ihrem Bier und einer guten Cigarre wohl sein.

Toni und Paul verabredeten inzwischen einen kleinen Spaziergang durch den Park zu machen. Wer die erste Anregung dazu geboten hatte, von wem der Gedanke ausging, das ließ sich nicht mehr entscheiden, wahrscheinlich von allen beiden.

Bald darauf wandelten sie unter den hohen Bäumen, in denen ein leichter Frühlingswind rauschte, einsam dahin. Es war so heimlich und still in der grünen Wildnis, nur aus der Ferne drangen vom Restaurationsgarten noch die Klänge eines flotten Walzers, dann wieder nahe das Rauschen eines Brunnens, der muntere Pfiff eines Vogels, der dem jungen Menschenpaar folgte und neugierig von Zweig zu Zweig hüpfte.

Noch immer hatte keines von beiden ein Wort gesprochen. Jedoch hatten sie sich, als sie aus dem Bereich der Leute waren, an der Hand gefaßt, als ob sich das von selbst verstünde. Toni erwiderte herzlich den warmen Druck ihres Begleiters. Immer tiefer gelangten sie in den Park.

Eine alte Steinbank unter hohen Nußbäumen lud zum Sitzen ein. Nachdem hier das Schweig-Duett seine Fortsetzung gefunden hatte, meinte das junge Mädchen auf einmal ängstlich: „Wollen wir nicht umkehren? Man könnte uns vermissen!“

Damit wollte sie sich erheben. Er zog sie mit sanfter Gewalt wieder auf die Bank zurück. Es war ihm klar, daß er jetzt reden mußte. Er kam sich unsäglich albern vor. Sonst fähig, sich in jeder Gesellschaft zu bewegen, hatte er dem schönen Mädchen gegenüber plötzlich allen Mut verloren. Und es war doch so leicht zu sagen. Bewegte es ja ihr Herz gleich stürmisch wie das seine — beider süßes unausgesprochenes Geheimnis.

(Schluß folgt.)

Das Gabelfrühstück.

Als der Generallieutenant von Köckeritz sein fünfzigjähriges Militärdienstjubiläum zu feiern im Begriff stand, ahnte er nicht, daß sein König Friedrich Wilhelm III. diesen Tag wüßte. — Er täuschte sich: Der König hatte beschlossen, seinem Liebling, seinem treuen Begleiter in düsterer und heiterer Zeit, diesen Ehrentag auf das schönste zu verherrlichen. Früh hatte der General in seiner einfachen Junggesellenwohnung in Potsdam am Neustädter Thor kaum sich erhoben, da tönte ihm ein vom Garde-Hautboisten-Chor geblasener Choral entgegen. Dann trat der königl. Adjutant, Oberst von Witzleben, ein und überreichte ihm ein eigenhändiges Kabinettschreiben seines Herrn samt dem schwarzen Adlerorden. Um zehn Uhr erschien die gesamte Generalität zur Gratulation und führte den Jubilar in den Lustgarten, wo alle Garderegimenter, Infanterie, Kavallerie, Artillerie, in Parade aufgestellt waren und von dem König, was er selten that, selbst kommandiert, bei dem gerührten Köckeritz vorbeimarschierten.

Nach Beendigung dieser Feierlichkeit meinte Friedrich Wilhelm: „Nun, mein Lieber, wollen wir Sie nach Ihrem Hause begleiten und bei Ihnen das Frühstück einnehmen!“

Köckeritz suchte vergebens die ihm zugedachte Ehre abzulehnen; war er doch als Junggeselle auf so hohen Besuch nicht eingerichtet.

„Warum haben Sie nicht geheiratet?“ neckte der König. „Ich habe das schon oft an Ihnen getadelt! Jetzt kommt die Strafe!“

„Wenn es durchaus sein muß, Majestät,“ bemerkte der Jubilar kleinlaut, „so bitte ich um einen Aufschub von vier Stunden, um die nötigen Anstalten zu treffen!“ Und verzweifelt dachte er daran, wie in seinen Zimmern alles unordentlich durcheinanderläge.

„Ei was,“ rief der König, „ein General wird doch wohl ein Butterbrot und ein Glas Wein vorsetzen können. Also vorwärts, meine Herren!“

Die ganze Generalität, der König an der Spitze und neben ihm der äußerst verlegene Köckeritz, setzte sich in Bewegung.

Immer näher kam man seinem Hause. Da, welch freudiger Schrecken! Musik begrüßte die Nahenden, Hofdiener in ihrer Galauniform wurden sichtbar, die Treppen waren mit Blumen geschmückt, und im größten Zimmer war eine prachtvolle Tafel hergerichtet und mit Flaschen und Schüsseln reich besetzt.

„Nun seht einmal den Köckeritz an,“ lachte der König, auf dessen Befehl alles hergerichtet worden war, „hat gesagt, wäre nicht eingerichtet, und ist doch bei ihm so allerliebst!“

Selbstverständlich erhielt der Jubilar nach aufgehobenem Frühstück sämtliches Geschirr als Geschenk.

Doch noch eine Freude, die von großem Zartsinn zeugt, hatte ihm der König bereitet. Als er den Orangeriesaal betrat, wo die königliche Tafel stattfinden sollte, fand er die drei einzigen Jugendfreunde, die ihm noch geblieben waren, vor, der König hatte sie von den entferntesten Orten her nach Potsdam kommen lassen!

Dörffel.

Unsere Bilder.

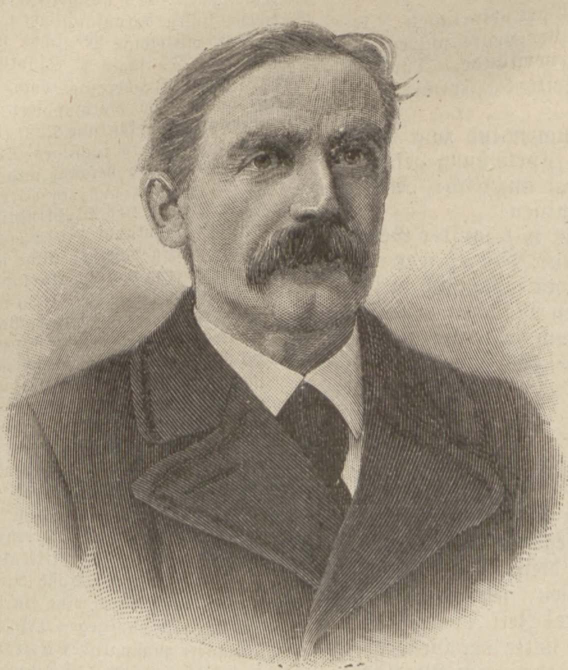
Bettelkinder. Nicht immer ist die Armut eine verschuldete, und um so drückender wird sie empfunden, je weniger der Betroffene sich bewußt ist, durch eigenes Thun und Lassen der Urheber seines Unglücks zu sein. Am meisten zu bedauern sind arme Kinder. Leider nur zu oft werden sie dazu benützt, durch ihre kindliche Hilflosigkeit die Begüterten zu rühren und sie zum Almosenspenden zu veranlassen. Gar leicht werden sie dadurch zu ausgesprochenen Müßiggängern und Professionsbettlern. Die beiden Bettelkinder auf unserem Bilde machen freilich diesen Eindruck nicht. Der weinende Junge, der sich ängstlich an sein älteres Schwesterchen anschmiegt und das unschuldige, kindliche Gesichtchen des Mädchens lassen darauf schließen, daß nicht Gewohnheit, sondern äußerste Not sie zwingt, mitleidige Menschen um eine Gabe anzugehen. G. K.

Rast. „Do sag'n d' Stadtleut, im Wasser seien Bacillen und tausend anderes Zeug; i' aber sag' doch, über so a Wasserl geht nix, und auf dös laß i' nix komme!“ so philosophiert der Sepp und schlürft in langen Zügen am Bergbrunnen das köstliche Naß. Ein weiter Weg liegt hinter den beiden Burschen und es ist ein tüchtiges Stück Arbeit, mit einer schweren Last auf dem Rücken stundenlang bergauf und bergab zu klettern. Da schmeckt so ein frischer Trunk doppelt gut und ein Viertelstündchen Rast ist wohlverdient. G. M.

Der Brand des Wohlthätigkeitsbazars in Paris. Am 4. Mai hat die
französische Hauptstadt ein Brandunglück erlebt, das in den Annalen ihrer
Geschichte einzig dasteht, nicht allein die Bevölkerung Frankreichs in Trauer
versetzt, sondern auch im Ausland überall, wohin die Kunde gedrungen, tiefes
Mitleid erregt. Im Jahre 1885 war der Bazar de la Charite gegründet worden.
In den ersten Jahren seines Bestehens wurde der Bazar in Privatgebäuden
abgehalten; dann sah man sich jedoch infolge der stetig wachsenden Beteiligung
veranlaßt, einen eigens zu diesem Zweck bestimmten Bau in Gestalt einer künst-
lerisch ausgeschmückten Bretterbude zu errichten. Man benutzte hierzu mehrere
Jahre lang Baustellen in der Rue la Boétie, die von den vornehmen Vierteln
leicht zu erreichen war, und zuletzt das unbebaute Grundstück des Pariser Ban-
kiers Michel Heine in der Rue Jean-Goujon. Hier wurde vor sechs Wochen
eine große Baracke von Tannenbrettern auf Bestellung des Komitévorsitzenden
Baron de Mackau erbaut, das Dach mit Dachpappe gedeckt und das Innere
gefirnißt: ein großes Segeltuch, mit blauer Gaze überzogen, sollte den natür-
lichen Himmel ersetzen. Die einzelnen Verkaufsstände waren zu beiden Seiten
des länglichen Baus in mittelalterlichen Häusern aus Papiermaché angebracht,
die eine alte Pariser Straße darstellten. Am Ende des breiten Ganges in der
Mitte, den man durch eine einzige Thür von der Rue Jean-Goujon aus betrat,
befand sich ein nur gegen Erlegung von 50 Centimes und durch ein Drehkreuz
(Tourniquet) zugängliches Extrakabinet, wo ein Kinematograph sog. lebendige
Photographien zeigte. Da der Bazar nur am Tage geöffnet war, entbehrte
er jeglicher Beleuchtungsanlage. Ueberdies war das Rauchen darin verboten.
Man hatte infolgedessen jede Feuersgefahr für ausgeschlossen gehalten und von der Polizei nur die zur Aufrechterhaltung der Ordnung in der Rue Jean-Goujon nötige Schutzmannschaft, aber keine Feuerwehrabteilung herangezogen. Auch von außen schien dem luftigen Holzbau keine Feuersgefahr zu drohen, denn er war rings von den hohen, nackten Mauern der benachbarten Häuser umgeben, deren wenige nach dieser Seite herausliegende Fenster mit Eisenstäben vergittert waren. Nur mit einem Umstand war nicht gerechnet worden: mit der Lampe des Kinematographen, die dessen lebende Bilder beleuchtete. Am 4. Mai nachmittags kurz nach 4 Uhr, als etwa 1200 Personen in dem Bazar anwesend waren, explodierte die Lampe plötzlich und wurde die Ursache der Katastrophe. Eine Draperie fing Feuer, und im Nu stand das Kinematographenkabinet in Flammen, die in wenigen Augenblicken, von dem durch das Oeffnen der hintern, auf die Baustelle führenden Thür entstandenen Zugwind mit erschreckender Schnelligkeit nach vorn getragen, alsbald das ganze Gebäude erfaßten. So kam es, daß einzelne Verkäuferinnen nicht schnell genug aus ihren Ständen herausgelangen konnten und von den die Wände entlang laufenden Flammen ergriffen wurden. Sie teilten das Feuer den leichten Frühlingstoiletten anderer Damen mit, und es ist begreiflich, daß nun an ein ruhiges Entfernen aus dem Raume nicht mehr zu denken war. Es entstand eine fürchterliche Panik. An dem Ausgange fielen mehrere Personen. Die Nachkommenden drängten und traten über sie hinweg, unter ihnen einige lebendigen Feuerkugeln gleich, die, auf die Straße gelangt, zu Tode verletzt zusammenbrachen. Keine Feder vermöchte die herzzerreißenden, fürchterlichen Scenen zu beschreiben, die sich hier abspielten. — Nach einer Viertelstunde brach das brennende Dach zusammen, begrub alle diejenigen, die sich bis dahin nicht ins Freie retten konnten, unter seinen Trümmern, und eine Stunde später war von dem Bazar nichts weiter zu bemerken als wenige aufrechtstehende, verkohlte Balken und ein rauchender Aschenhaufen, aus dem nur noch das eiserne Drehkreuz und hier und da schrecklich verbrannte und verstümmelte Leichen hervorragten. Das Rettungswerk der sofort eingetroffenen Feuerwehr beschränkte sich daher auf die Abräumungsarbeiten und die Durchsuchung der Brandstätte nach Leichen. Es war bereits bei dem Ausbruch des Feuers von den Bewohnern der benachbarten Häuser, die die Eisenstäbe der vergitterten Fenster erst heraushacken mußten, mittels einiger Leitern mit eigener Lebensgefahr und verhältnismäßigem Erfolg unternommen worden. Etwa 150 Personen wurden auf diesem Wege gerettet. Die Zahl der Verunglückten ist leider eine große. Bis zum 6. Mai nachmittags 4 Uhr stellte sich die Zahl der Toten auf 113. Hierunter befanden sich nur drei Männer und zwei Knaben, der Rest bestand aus Frauen und Mädchen der französischen Aristokratie und ihren Dienerinnen. In neuester Zeit kommt nur die Katastrophe von St. Gervais, jenem französischen Bad bei Chamoir in Savoyen, das im Sommer 1892 infolge des Ausbruchs eines unterirdischen Gletschersees auf dem Montblanc zerstört wurde, an Zahl der Toten dem Brandunglück in der Rue Jean-Goujon in Paris mit 120 Toten gleich. Das nächstgrößte Unglück in Frankreich war der Brand der Opera-Comique in Paris am 25. Mai 1887, also vor fast genau zehn Jahren, wo 70 Tote gezählt wurden.

Aber keins traf so ausschließlich das weibliche Geschlecht und die hohe Aristokratie. — Auch das österreichische Kaiserhaus und die bayrische Fürstenfamilie wurden durch die Bazarkatastrophe in Trauer versetzt. Unter den Verbrannten befindet sich die Herzogin von Alençon, geborene Prinzessin Sophie Charlotte Auguste von Bayern, geboren am 22. Februar 1847 zu München als Tochter des Herzogs Maximilian in Bayern. Die Totenliste weißt außer der Herzogin von Alençon eine ganze Reihe von Gräfinnen, Vicomtessen, Marquisen, Baroninnen und adeligen Damen auf. Seinem außerordentlichen Mut fiel der Pariser Arzt Dr. Feulard zum Opfer, der erst seine Frau ins Freie rettete, dann wieder in das brennende Gebäude eindrang, um seine zehnjährige Tochter zu suchen, aber mit dieser unter dem einstürzenden Dach begraben wurde. Das Brandunglück beraubte die französische Armee eines ihrer Helden. Am Tage nach demselben verstarb an den erlittenen Brandwunden der Divisionsgeneral a. D. Gustave Munier. Von allen Seiten sind, sowohl aus Frankreich wie vom Ausland, vielfache Beileidsbeweise in der französischen Hauptstadt eingetroffen. E. K.

Demetrios Rallis, der neue griechische Ministerpräsident. Trotz der zunehmenden Erregung, die sich seit dem Verlust von Turnavos und Larissa und dem Rückzug der griechischen Armee auf Pharsalos der Bevölkerung Athens bemächtigt hatte, erklärte Delyannis noch am 28. April, er werde nur einem Beschluß der Volksvertretung oder einer Absage der Krone weichen. Bei der fortgesetzten Beschlußunfähigkeit der Deputiertenkammer setzte am 29. König Georg dem Ministerpräsidenten auseinander, daß ein Kabinettswechsel unvermeidlich geworden sei. Daraufhin reichte Delyannis sofort sein Entlassungsgesuch ein. Nunmehr berief der König die Führer der Opposition und betraute Demetrios Rallis mit der Bildung des neuen Kabinetts, die noch an demselben Tage zu stande kam. Rallis, der am 25. April aus Thessalien nach Athen zurückgekehrt war und dort einen tiefen Einblick in die mangelhafte Leitung und die zerrüttete Disciplin der Truppen gethan hatte, war am 27. April trotz seiner oppositionellen Haltung in der Kammer bereit gewesen, die Bevölkerung Athens zur Ruhe und zur Besonnenheit zu mahnen; einen Haufen von Ruhestörern, die die Waffenläden geplündert hatten, vermochte er sogar dazu, zum Teil ihren Raub den rechtmäßigen Eigentümern zurückzugeben. Am 30. April leisteten die Minister den Treueid, und am 1. Mai entwickelte der neue Kabinettschef der Kammer sein Programm, dessen Hauptpunkt ist: Wiederaufrichtung des Heeres und Fortführung des Krieges bis zur Herbeiführung eines ehrenhaften Friedens. Nachdem Delyannis die neue Regierung seiner vorbehaltlosen Unterstützung bei Erreichung dieses Zieles versichert hatte, vertagte sich die Kammer. Demetrios Rallis, dessen Vater ein angesehener Jurist und schon unter König Otto mehrmals Minister war, studierte in Paris die Rechte und wurde Professor an der Universität in Athen, wobei er als Rechtsanwalt thätig blieb. Vormals eifriger Parteigänger von Trikupis, trennte er sich 1889 von diesem und bildete die „dritte Partei“. Mehreremal hat er das Portefeuille der Justiz und des Unterrichts gehabt. Rallis, der im Alter von 52 Jahren steht, erfreut sich in Attika, das ihn mehrmals in die Kammer geschickt hat, großer Beliebtheit.



Demetrios Rallis,
der neue griechische Ministerpräsident. (Mit Text.)

Allerlei.

Im Kurort-Restaurant. Kellner: „Sie haben ein belegtes und ein unbelegtes Butterbrot bestellt. Hier haben Sie beide!“ — Gast: „So, jetzt sagen Sie mir noch: Welches ist belegt und welches unbelegt?“ (Dorfb.)

Aus Kairo. A.: „Wenn ich wüßte, daß ich nicht abgeworfen würde, möchte ich wohl auch 'mal auf dem Kamel reiten.“ — B.: „Kannst Du ruhig thun — Dich wirft es schon aus Kollegialität nicht ab.“

Rollenneid. Kommerzienrat: „Sie haben aber jetzt wirklich ganz beneidenswerte Rollen!“ — Schauspieler: „Ihre wären mir lieber, Herr Kommerzienrat!“

Charakterzug aus dem Leben der Kaiserin Maria Theresia. Als die Kaiserin Maria Theresia im Jahre 1742 von allen Seiten bedroht, sich auch in mißlicher finanzieller Lage befand, subskribierten einige englische Damen ungefähr 100,000 Pfund Sterling, und wandten sich wegen Uebermachung dieser Gelder an den kaiserlichen österreichischen Gesandten in London. Auf dessen Anfrage schlug die Kaiserin dieses Anerbieten gerührt mit der Aeußerung aus, daß sie von der britischen Nation überhaupt, nicht aber von Privaten Hilfe erwarte. Als im Jahre 1771 ein Engländer Namens Gremond bei ihr Audienz hatte, sagte sie am Schlusse derselben zu ihm: „Melden Sie den englischen Damen, daß ich mich noch mit voller Dankbarkeit an ihre mir bezeigte Liebe erinnere, und daß ich sie nie vergessen werde.“ St.

Ein großherziger Feind. Alfonso X., König von Kastilien, wurde hart gedrängt von seinem jüngern Sohne, welcher, von dem Volke unterstützt, sich empört hatte, um den Kindern seines verstorbenen älteren Bruders ihr Erbrecht zu rauben. Der unglückliche Vater mußte bei dem Könige Jakub von Marokko, seinem alten Feinde, Zuflucht und Hilfe suchen. Der Maurenkönig rüstete sich zum Schutze seines Feindes, und als Alfonso über diese Großherzigkeit erstaunte, sprach Jakub: „Glaube nicht, Alfonso, ich sei Dein Freund geworden. Unsere alte Zwietracht hat eine ewige Scheidewand zwischen uns aufgerichtet. Aber Du bist unglücklich, und ich bin Dir Beistand schuldig, ich will die beleidigte Königswürde und die gekränkte Natur an Deinem pflichtvergessenen Sohne rächen. Habe ich dich wieder auf den Thron erhoben, dann kehre mein Haß zurück.“ St.

Aufgegangener Häringsrogen. Der französische Maler Meissonier hatte in seiner Villa zu Poissy einen Gärtner, der alle Samenkörner, alle Pflanzen kannte, ob sie nun aus Senegambien, Malabar oder anderswoher stammten. Meissonier wollte ihn einmal aufs Eis führen. „Was das wohl sein mag?“ fragte er ihn eines Tages in Gegenwart seiner Freunde und zeigte ihm eine Papierdüte mit getrocknetem Häringsrogen. — Der Gärtner sah sich den Rogen aufmerksam an. „Das ist Pulpus Fluximas-Samen,“ meinte er, „ein seltenes tropisches Gewächs.“ — „Wie lange dauert es denn, bis das aufgeht?“ fragte Meissonier, siegfreudig lächelnd. — „Etwa vierzehn Tage.“ — „So? Na, dann säen Sie's gleich.“ Der Gärtner entfernt sich. — „Ihr habt gehört,“ sagte er zu seinen Freunden, „in vierzehn Tagen wollen wir sehen, ob er recht hat.“ Die Herren fanden sich pünktlich bei der verabredeten Zusammenkunft ein. Man trank eben den Kaffee, als der Gärtner erschien. „Herr Meissonier,“ sagte er, Ihre Saatkörner sind aufgegangen.“ — „Na, wir sind sehr begierig, das zu sehen!“ ruft der Maler. Man verfügt sich in den Garten. Der Gärtner hebt eine große Glasglocke in die Höhe und aus dem sorgfältig geebneten Beete taucht eine dreifache Reihe von Bücklingsköpfen auf. Eine augenblickliche Stille trat ein. Dann brach aber alles in ein schallendes Gelächter aus; nur Meissonier war verschnupft, aber er muckste nicht. St.

Gemeinnütziges

Zur Versendung von Beeren fülle man den zu verwendenden Korb eine Hand hoch mit Holzwolle, breite darüber Papier und schütte dann erst die Beeren hinein. — Die federnde Unterlage verhindert ein Zerquetschen während des Transportes vollständig.

Wenn Aepfel und Birnen sehr dick hängen, so daß sie sich berühren, müssen sie durch Zwischenschieben eines Kartenblattes oder eines Stückchens Pergamentpapier getrennt werden, um der sich an solchen Stellen sehr häufig einfindenden Obstmade, welche dann beide Früchte beschädigt und ruiniert, Vorschub zu leisten.

Johannisbeeren in Essig. Man sucht die größten und schönsten Träubchen aus, wobei man alle gedrückten und unvollkommenen Beeren entfernt, legt sie mit den Kämmen behutsam in gewöhnliche Einmachgläser, bestreut sie lagenweise tüchtig mit feinem, weißem Hutzucker und übergießt sie mit gutem Essig, so daß die Früchte bedeckt sind. Auf 1 Kilogramm Johannistrauben ist etwa 3/4 Kilogramm Zucker zu nehmen. Nach 5—6 Stunden schüttet man den Essig mit dem aufgelösten Zucker ab und kocht ihn unter Zusatz einiger Stückchen Zimmet und Gewürznelken in einem emaillierten oder glasierten irdenen Topfe auf und schäumt ihn fleißig ab. Unterdessen erwärmt man die Gläser mit den Träubchen durch Hineinhalten in ziemlich heißes Wasser, damit sie beim Eingießen der heißen Zuckeressiglösung nicht zerspringen. Mit Papier zugedeckt, läßt man die Früchte einige Tage (4—6) stehen, gießt den Saft ab, bringt ihn zum Kochen, giebt die Johannisbeeren hinein, läßt sie in dem Saft 6—10 Minuten langsam sieden, legt sie mit einem emaillierten Schaumlöffel wieder in die vorgewärmten Einmachgläser, füllt den heißen Saft darauf und verbindet sie, wenn kalt geworden, fest mit angefeuchtetem, doppelt gelegtem Pergamentpapier. (Schweiz. Zeitschrift für Obst- und Weinbau.)

Viersilbige Charade.

Von Schwämmen, Pilzen eine Art;
Sie sind gar gut zu speisen,
Ihr Fleisch ist nahrhaft, frisch und zart,
Euch jeder Koch wird's weisen.

Nehmt nun der Laute diesem Wort
Den vorletzten und dritten,
So habt ihr sicherlich sofort
Der Silben zwei erstritten.

Die andern zwei dann sagen euch
'nen Teil von dem Gesichte;
In Württemberg das Ganze gleich
Ich als Station berichte.

J. Binder-Dockeler.

Auflösungen aus voriger Nummer:

des Akrostichons: Klappe, Oleander, Brüssel, Lauge, Estrich, Nacht, Zar, Koblenz; — des Logogriphs: Luzern, Luzerne, (Kleeart); — des Bilderrätsels: Besser rund abschlagen, als lange hinhalten.

Schachlösungen:

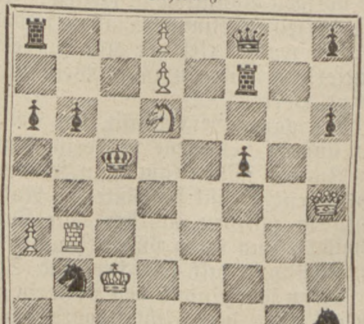
Nr. 156. D h 2—f 2. Beliebig.
D f 2—f 8 ‡
Nr. 157. K a 4—b 5. d 6—e 5:
D f 7—d 5 † etc.

Problem Nr. 158.

Von J. A. Vész.

Schwarz.

8 7 6 5 4 3 2 1



A B C D E F G H

Weiß.

Matt in 5 Zügen.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.